Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald

Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg

Band: 6 (1993)

Artikel: Erinnerungen eines Landarztes

Autor: Sulser, Walter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-893188

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

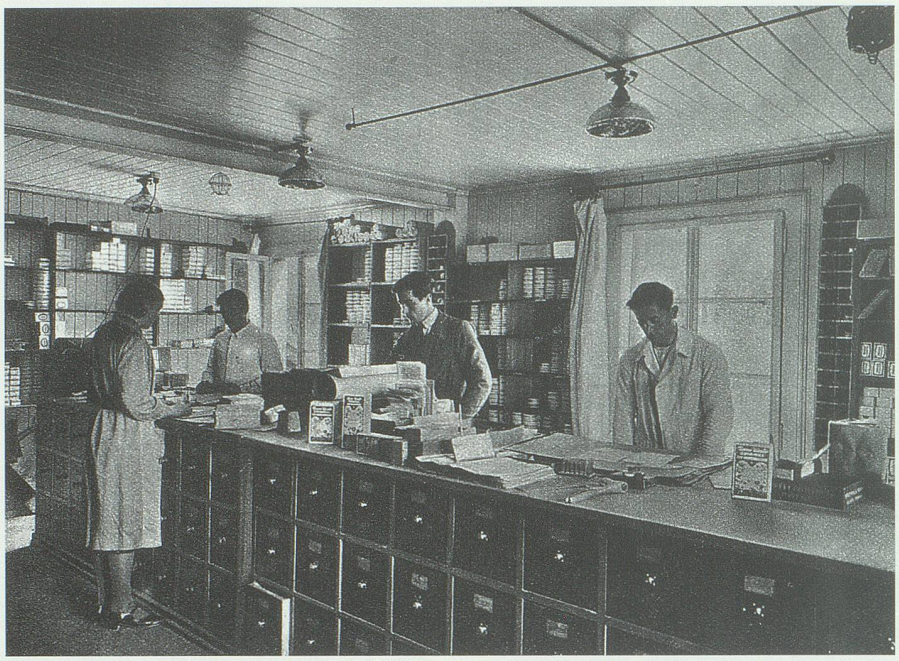
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Die Spedition im Depot der Kräuterpfarrer Künzle AG in Zizers. Bild «Volkskalender» 1937, Olten.

aber nennenswerter Teil der Spitalmedizin für die Anwendung alternativmedizinischer Heilverfahren in Frage.

Die Orientierungskrise – ein Charakteristikum unserer Zeit

Wir leben in einer Zeit wachsender Fortschrittsverdrossenheit. Bedrohliche Entwicklungen, Sättigungserscheinungen und Erfahrungen mit der Kehrseite haben unseren naiven Zukunftsglauben erschüttert. Wir fühlen uns verunsichert und haben Mühe, uns zu orientieren. Diese Orientierungskrise wird zum Charakteristikum der geistigen Situation unserer Zeit. So benötigen wir den Einklang zwischen fortschreitender Technisierung und Humanität, die Wiederherstellung des gestörten Grundverhältnisses zwischen Ratio und Emotio.

Für uns Ärzte bleibt die hochentwickelte naturwissenschaftliche Schulmedizin das solide Fundament, das zwar erweitert, auf keinen Fall aber verlassen werden darf. Vor allem im Spital erbringt die klassische Medizin täglich den Beweis, dass sie bei den meisten Patienten die durchschnittlich beste Betreuung sicherstellt. Dort, wo einzelne Organe kritisch, ja lebensbedrohlich erkrankt sind, werden schulmedizinisch-heiltechnische Methoden zur unabdingbaren, oftmals lebensrettenden Voraussetzung für eine Heilung.

Die freie Praxis hingegen mit ihren Patienten, die an psychosomatischen, psychovegetativen, neurotischen, depressiven oder funktionellen Störungen von oft ausgeprägtem subjektivem Krankheitswert leiden, bei denen eine schwere organische Krankheit jedoch nicht vorliegt, dürfte meines Erachtens vermehrt ein Bereich alternativmedizinischer und somit sanfterer und auch kostensparenderer Methoden werden.

Ärzte kommen und gehen, doch ihr Auftrag, dem leidenden Menschen zu helfen und zu dienen, bleibt. Die Praxen und Spitäler werden immer perfekter; die Technik hat sich der Medizin bemächtigt. Aber bei aller Veränderung ist der Geist der Mitmenschlichkeit nicht auswechselbar. Der Mensch braucht heute auf der komplementären, emotionalen, spirituellen Ebene den «Doctor» im ursprünglichen Wortsinn des bezogenen und fürsorglichen Beraters. Der Arzt muss den Patienten ganzheitlich als eine untrennbare geistig-seelisch-körperliche Persönlichkeit betreuen. Er muss dem Patienten helfen, mit seiner Krankheit und seinen Störungen umzugehen, mit diesen zu leben. Dem Patienten selbst kommt bei der Genesung die wichtigste Rolle zu, was die tiefe Wahrheit des Hippokrates-Satzes klarmacht: «Wenn du dein Leben nicht änderst, kann dir nicht geholfen werden!» Eine Wahrheit, die ebenso bei Pfarrer Künzle Mittelpunkt aller heilpraktischen Tätigkeit war.

Erinnerungen eines Landarztes

Walter Sulser, Trübbach

Mit 85 Jahren bin ich der älteste Arzt im Bezirk Werdenberg – praktiziere allerdings seit 13 Jahren nicht mehr – und verfüge in unserer Gegend über die am weitesten zurückreichenden Erinnerungen an eine ärztliche Praxis. Ich habe im Jahr 1934 diejenige von meinem Vorgänger, med. pract. Heinrich Gabathuler in Sevelen, übernommen und 1938 als Nachfolger von Dr. med. Otto Grämiger nach Trübbach gewechselt. An dieser Stelle möchte ich meine Erinnerungen an die Lebens- und Gesundheitszustände erzählen, wie sie sich vor dem Jahre 1940 in den Gemeinden Sevelen und Wartau darboten. Es betrifft dies die zweite Hälfte der dreissiger Jahre unseres Jahrhunderts, den letzten Teil der bösen Zwischenkriegszeit von 1918 bis 1939, auf die dann der Zweite Weltkrieg folgte.

Die grossen Schwierigkeiten jener Jahre waren Arbeitslosigkeit, Armut und Lustlosigkeit. Die Leute standen noch unter der bedrückenden Erfahrung der schweren Grippeepidemie von 1918 mit den vielen unerwarteten Todesfällen von kräftigen Menschen und den zahlreichen schweren Invaliditäten als Folge der Grippe-Hirnentzündung, dem «Parkinsonismus», wie man das nannte. Es gab zu jener Zeit noch in allen Gemeinden Leute, die daran litten. Zur Vorbeugung gegen diese Grippe wurde damals im Volk nur

künstliches, durch schwere Arbeit oder durch Aspirin erzeugtes Schwitzen empfohlen. Weder Volks- noch Schulmedizin hatten ein wirksames Mittel gegen diese Epidemie hervorgebracht. In der Schweiz fiel der Generalstreik mit der Grippe zusammen, was die Situation sehr verschlimmerte.
Die Leute in unserer Gegend lebten hauptsächlich von der Landwirtschaft und der Hausstickerei, viele arbeiteten auch in Textilfabriken. Es gab zahlreiche «Auch-Bauern», die ihr geringes Einkommen mit der Haltung von einem oder zwei Stück Vieh aufzubessern versuchten.

Das Ehepaar Sulser-Augustin vor dem Eingang ins alte Arzthaus beim Dorfbrunnen in Sevelen. 1934 übernahm Dr. Walter Sulser Haus und Praxis des legendären Heinrich Gabathuler, «pract. Arzt», in dem er jahrzehntelang gewirkt hatte.

Beginn der Praxis in Sevelen 1934

Unter diesen Umständen begann ich die Tätigkeit als Arzt in Sevelen. Bald spürte ich, was es hiess, als einer der wenigen Ärzte im Werdenberg Tag und Nacht und auch am Sonntag bereit zu sein. Ich war in der ersten Zeit jeweils abends enorm erschöpft, später gewöhnte ich mich daran. Meine Frau half in der Praxis tatkräftig mit. Als ausgebildete medizinische Laborantin im Kantonsspital Zürich brachte sie auch eines der damals neuen Hilfsmittel der Diagnostik mit, das «Blutbild» samt Zubehör und weitere Labortechniken. Die Arbeit war für meine Frau mühsam, weil die Räumlichkeiten fehlten.
In der ersten Zeit musste ich tatsächlich damit rechnen, dass ich auch noch am Sonntagvormittag konsultiert wurde. Leute von weither, vom Berg oder vom Hinterberg, die wegen grosser Angespanntheit der ganzen Familie an den Werktagen ohne Auto und Pferd zu Fuss zur Visite kommen mussten: Sie kamen sonntags zur Kirche, kauften noch etwas ein, und dann gingen sie, wenn nötig, auch noch zum «Toggter». Mit Wartezeiten im Wartezimmer des «Toggters» von oft einer Stunde oder länger mussten die Besucher der Sprechstunde rechnen, denn man arbeitete noch nicht auf Bestellung. Das Wartezimmer füllte sich, und der Arzt holte Patient um Patient herein. Um eine Gehilfin anzustellen, fehlten auch hier die Räumlichkeiten. Es gab den Beruf der Arztgehilfin noch nicht, und um die Patienten nach Plan bestellen zu können, hätte es aber eine Hilfskraft gebraucht, und unsere Bezahlung und auch der Lohn waren bescheiden. Für eine Konsultation erhielt der Arzt von der Krankenkasse Fr. 2.50, für einen Besuch im Dorf drei Franken. Für eine Zahnextraktion gab es zwei Franken, mit Einspritzung drei Franken. Trotz eines Inflationsschubes in der Kriegszeit verzichteten die Ärzte auf eine Erhöhung der Taxen. Ein Gewerkschafter meinte einmal zu mir: «Das ist recht, die Taxen der Ärzte waren ja schon lange zu hoch.»
Nur wenige konnten sich ein Privatauto leisten. Es bestand auch eine gewisse Autofeindlichkeit, die vielleicht eher in der Missgunst begründet war. Da es noch lange keine Asphaltstrassen gab, kann man sich die Staubbelästigungen leicht vorstellen. Der kürzlich verstorbene «Vater» des Waisenhauses Heuwiese, wie man das jetzige Altersheim damals nannte, Christian Gauer, sagte mir noch vor dem Krieg: «Dass der Toggter en Auto hät, ischt recht, villecht o no der Vähtoggter, aber sus neamet.»

Vielzahl von Krankheiten

Unter den Kinderkrankheiten kamen z. B. Kinderlähmung, Pocken, Tuberkulose, Scharlach, Diphtherie, Röteln vor, alles Krankheiten, gegen die man jetzt impfen kann. Als die Impfungen aufkamen, hat eine Laien-Gesundheits-Organisation sich vehement dagegen gewehrt. Der Segen ist jetzt aber offensichtlich. Scharlach verlief zu Beginn meiner Tätigkeit schwerer als später. Diphtherie, die Halskrankheit mit den weissen Belägen und der Gefährdung des Herzmuskels, verursachte oft langes Bazillenträgertum, weshalb solche Kinder wegen Übertragungsgefahr oft lange, wochenlang sogar, im Spital gehalten werden mussten und deswegen viel Schule verpassten, obwohl sie sich sonst gesund fühlten. Die Impfung gegen Diphtherie war eine der ersten. Wenn Röteln auftrat, tröstete man sich, es sei ja nur «der Rötel». Man wusste noch wenig von den Schäden in Augen und Ohren, und man hatte mit andern Krankheiten, die schwer verliefen, zu viel zu tun.
Auch mit Ernährungsstörungen der Säuglinge mussten wir uns beschäftigen. Es gab noch keine Mütterberatungsstellen und keine Kinderärzte, auch noch keine Büchsen mit Säuglingsnährmitteln. Wir mussten den Eltern die Zusammenstellung des Schoppens nach dem Rezept von Prof. Fanconi beibringen, die genaue Menge von Kuhmilch, Wasser, Zucker und Mehlen, je nach Körpergewicht. Die Nachbarin wusste es aber oft besser: Bienenhonig sei immer gut gewesen; im Appenzellerland gebe man den Kindern, wenn sie nicht aufhören zu schreien, Mohnsamen in den Mund. Das helfe.
Wenn die Kinder grösser wurden und zur Schule gingen, bekamen viele die Luftröhrenentzündung, ärztlich Tracheitis genannt, nicht etwa die jetzt übliche Bronchitis. Die Tracheitis begann mit hartem Husten, Tag und Nacht, etwa zwei Tage lang. Dann fing er etwas zu «lösen» an, wenig heller Schleim konnte ausgehustet werden. Es schmerzte hinter dem Brustbein und im Hals. Der Auswurf wurde dann immer dicker und eitriger, und schliesslich kam es zum «maulvollen» Aus-

werfen von Schleim. Und mit einemmal war es vorbei, die Kinder fühlten sich wieder wohl. Diese Art von Tracheitis sah ich später nicht mehr. Es war eine bakterielle Infektion, nicht eine virale. Für solche Fälle hatte ich von meinem Vorgänger her «Hustengutteren» bereit; Flaschen mit 200 ml nach dem Rezept: Süssholzteer, Ammonium chloratum, dem Kochsalz ähnlich, das den Schleim löst, selber hergestelltes Schlüsselblumenextrakt und Anis. Für Erwachsene gab es einen Zusatz von wässrig gelöstem Morphium zur Hustenstillung. Dieses Mittel war sehr beliebt. Man holte es von weit her. Die Wartauer Patienten nannten es «Biremoscht», weil es diesem ähnlich sah. Das Morphium in wässriger Lösung war nur drei Tage lang haltbar, dann zerfiel es.

Zu jener Zeit husteten im Winter alle Kinder und auch viele Erwachsene. Die Kinder hatten eine «Schnudernase». Ursache dafür waren zum Teil die schlecht geheizten Häuser. Warm waren nur die Küche und die vom Ofen beheizte Stube. Die Kleider der Kinder waren abgetragen, die Schuhe durchlässig, die Socken oder Strümpfe oft den ganzen Tag lang nass. Ich erinnere mich, wie mir in der Kirche aufgefallen ist, dass es zum Beispiel beim Beten relativ ruhig war, alle hielten nach Möglichkeit das Husten zurück. Aber nachher ging es los, da flatterten die Taschentücher. An diese Zeiten denke ich, wenn jetzt in den Städten mit Mühe hustende Kinder ausgezählt werden, um die Luftverschmutzung zu beweisen. Indessen muss ich zugeben, dass dieser Vergleich hinkt!

Walter Sulser als Gymnasiast an der Kantonsschule St.Gallen beim Mikroskopieren.

Lungenentzündungen

Erwachsene hatten oft Lungenentzündung. Diese Diagnose war für die Patienten damals ein Schock. Man wusste zu jener Zeit, dass man daran nicht selten sterben musste. Der Arzt konnte deutliche, massive Zeichen beim Beklopfen und Abhorchen der Brust feststellen. Also handelte es sich um bakterielle Entzündungen, nicht virale, wie heute. Wir behandelten das bei hohem Fieber mit kalten Brustwickeln, bei Erwachsenen mit täglicher Einspritzung von Transpulmin in den Muskel. Es enthielt Kampfer für das Herz und Chinin gegen die Entzündung! Etwas Besseres gab es nicht. Zur Stützung des Kreislaufes verabreichte man Tropfen mit Digalen, einem Extrakt aus der Fingerhutpflanze, Coramin zur Anregung der Atmung und des Kreislaufes sowie Tinctura strychni, ein Tonikum.

Man rechnete jeweils mit einem Fieberabfall am achten Tag, der sogenannten Krise, und damit der Heilung mit langer Erholungszeit. Wenn das Fieber nachher wieder anstieg, nannte man das den «Rückfall». Dieser war sehr gefürchtet, denn daran starben die Patienten oft.

Hochfiebernde Kinder besuchte ich immer zu Hause. Solche durften das Bett nicht mehr verlassen, es durfte kein weiterer Schaden zugefügt werden. Bei Erwachsenen galt das ebenso. So kam es, dass ich in jenen Jahren mindestens am Nachmittag, oft aber bis in den Abend stets auf Hausbesuch war, Sprechstunde gab es nur am Vormittag. Die Leute hatten keine Autos, und die Strassen waren zudem im Winter wenig gepfadet. Erst als Kinderärzte praktizierten und die allgemeine Motorisierung einsetzte, konnte man den Müttern empfehlen, fiebernde Kinder in eine Decke zu wickeln und ins Untersuchungszimmer zu bringen. Die Ärzte verfügten nun auch über sichere antibiotische Mittel.

Wunden und Sepsis

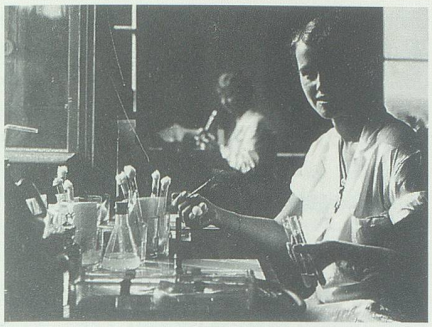
In der vorantibiotischen Zeit waren Eiterungen aller Art an der Tagesordnung. Es brauchte viele Verbände, die Hälfte der Sprechstunden-Patienten benötigten solche. Der Arzt kaufte Gazebinden gleich kistenweise. Damit die Verbände besser hielten, vernähte ich sie auf Anraten meines Vorgängers mit Nadel und Faden.

Barfuss gehende Kinder traten etwa beim Baden im Bergbach auf eine Glasscherbe, schürften sich auf der staubigen Dorfstrasse beim Sturz vom Velo, verletzten sich bei den vielen Feldarbeiten. Die Wunden liefen rot an und flossen. Zu Hause wandte man alle Hausmittel an: Heidnisch Wundkraut, Kamillen und andere. Der Arzt musste etwas Neues bringen, denn Heilerfolge waren damit selten: Es gab Umschläge mit Lysol/Lysoform, ursprünglich sogar Jodoformpuder, welches den charakteristischen starken Geruch ausströmte, den man «töggterle» nannte. Dieser durchdrang das ganze Sprechzimmer, die Kleider des Arztes und sein Haus. Auch das gibt es nicht mehr. Es war nicht sehr angenehm, das «Töggterle», aber charakteristisch, und es gehörte zum Arzt, es gehörte zu seinem Status, und es hat das Bild des Arztes, den man sonst nur mit den Augen und dem Gehör wahrnahm, ergänzt und vielleicht zur Heilung beigetragen oder mindestens zur Hoffnung, die man mit dem Erscheinen des Arztes verknüpfte, in einer Zeit, wo man noch so wenig sicher wirkende Hilfsmittel der Hand hatte.

Weniger fliessende Wunden verband man gelegentlich mit roter Quecksilbersalbe, die ansteckende Hauteiterung (Impetigo contagiosa) mit weisser Quecksilbersalbe. Heute wäre diese Behandlung nicht mehr denkbar, weil Quecksilber als Gift wirkt, wenn es die Haut durchdringen kann; mit dem Einzug der antibiotischen Mittel wie Penizillin verschwand es ganz. Ich habe aber nie einen Schaden gesehen. Mein Vorgänger hat mir empfohlen, Vaseline als Salbengrundlage abzulehnen, da es den Abfluss der Wundsekrete verhindere. Er nahm Schweinefett und rieb die Salben mit einem Zusatz in einem Mörser selber an. Ich habe das von ihm mit Erfolg übernommen.

Kinder kamen bisweilen mit einem «Rofenkopf», einer Eiterung im ganzen Kopfhaarbesatz, zur Behandlung. Ursache: Läuse! Dann kam die Laustante in die Schulklassen und zupfte das Kopfhaar an den Schläfen hoch. Ihre Behandlung bestand aus Haarschneiden und der Petrolkappe; in den vierziger Jahren kam die Chemie dazu, z. B. mit Noflo.

Eine böse Sache waren die Umläufe, fachlich Panaritium genannt, die Eiterung an der Fingerkuppe. Die Fingerbeere klopfte ein bis zwei Nächte lang, bis der Patient zur Inzision, zum Einschnitt, bereit war. Manchmal stieg die Eiterung hoch, überwand die Achseldrüsen und geriet ins Blut. Es kam zur «Blutvergiftung», der Sepsis. Dann war guter Rat teuer. Hausmittel



Auch Frau Esther Sulser-Augustin arbeitete als Laborantin auf dem medizinischen Sektor, hier bei der Herstellung von Bakterienkulturen, einer damals neuen Technik, im chirurgischen Labor des Kantonsspitals Zürich, um 1931.

halfen nicht. Penizillin fehlte noch.
Die Mittelohr-Entzündung endete oft mit einem Durchbruch des Trommelfells, und bei langdauernder Eiterung blieb darin ein Loch zurück, das die Hörfähigkeit verminderte. All das verschwand mit der Einführung der antibiotischen Mittel.

Angina pectoris

Mit Alterskrankheiten hatten wir in den Dreissigern noch relativ wenig zu tun. Die Menschen wurden nicht so alt. Angina pectoris, der akute Herzschmerz bei Anstrengung, kam noch selten vor. Ich erinnere mich an einen Mann mittleren Alters, bei dem die Diagnose sicher war, auch ohne EKG, welches damals noch nicht zur Verfügung stand. Am Krankenbett entschlüpfte mir der Satz «Wenn das nur schon geheilt wäre!» – Der Patient hat das verstanden und rief prompt einen anderen Arzt.
Das heute bekannte Nitroglyzerin und ähnliche Heilmittel gab es noch nicht. Man benutzte Nitroglyzerin damals nur als Sprengstoff. Ich erinnere mich, dass an der Kantonsschule St.Gallen Chemie-Professor Enz anlässlich einer Unterrichtsstunde einem rothaarigen deutschen Mitschüler ein Milligramm Nitroglyzerin verabreicht hatte. Der Schüler bekam einen hochroten Kopf und einen vollen Puls. Diese Reaktion klang bald wieder ab. Dennoch stand das Mittel bei Praxisbeginn noch nicht zur Verfügung.
Ich muss hier noch einen andern Fall anbringen, der von Interesse ist:
Im Jahr 1939, als ich beim Festungskommando Sargans zugeteilter Arzt des Chefarztes, Major Meuli, war, traf die Nachricht vom plötzlichen Tod eines Majors der Infanterie ein. Major Meuli vermutete sofort als Ursache eine Koronarsklerose und nachfolgenden Herzinfarkt. Er hatte recht! Die Diagnose «Herzinfarkt» war damals noch nicht geläufig. Der Fall wurde in der Pathologie des Universitätsspitals Zürich untersucht. Ich sehe heute noch die auf die Leinwand projizierten, klaren mikroskopischen Bilder des Querschnittes der Kranzgefässe dieses Mannes anlässlich eines Fortbildungsvortrages von Prof. Albertini vor den Sanitäts-Offizieren der Truppen der Festung Sargans. Das waren neue und eindrückliche Bilder einer erst langsam ins Bewusstsein tretenden Krankheitsfolge.

Sanatorium Walenstadtberg – Zentrum der Tuberkulosebekämpfung

Die Tuberkulose bildete ein besonderes Kapitel der Infektionskrankheiten. Sie erfasste alle Stände, die Pfarrerfamilie, den Förster und Arbeiter, besonders aber die Kinder. Sie trat perakut auf und führte auch zu chronischem Siechtum. Sie konnte alle Organe ergreifen. Der akute Befall der Lungen führte zu ausgedehnten Entzündungen in diesem Organ, mit runden, nussgrossen Zerfallshöhlen und Streuungen. Diese Diagnose bedeutete damals, dass der Patient einen zweijährigen Aufenthalt mit ungewissem Ausgang in einer Höhenklinik anzutreten hatte. Die Folgen für die Familien solcher Kranker waren ungeheuer. Oft erkrankten mehrere Familienmitglieder. Es fehlte das Geld für die Kuranten, und es fehlte das Geld für die Sanatorien. Unser Sanatorium Walenstadtberg auf dem Knoblisbühl war das Zentrum der Tuberkulosebekämpfung.
Hier muss unbedingt Dr. med. Jakob Steiger, der Chefarzt in diesem Spital, erwähnt werden. Er lebt heute noch und ist bereits über 90 Jahre alt. Mit welch erstaunlicher Kraft und Hartnäckigkeit, mit Durchhaltevermögen und fachlicher Kapazität hat dieser Mann das Sanatorium geleitet! Diese brauchte es aber, um den hoffenden Blicken der Dahinkrankenden standzuhalten, um dem Drängen der Patienten nach Entlassung aus der zermürbenden Liegekur nicht vorzeitig nachzugeben, um Pflegepersonal zu bekommen, Nahrung und Einrichtungen. Ein Röntgenapparat alter Konstruktion wurde in den zwanziger Jahren installiert, die grosse Rolle aber spielte der Durchleuchtungsapparat. Dr. Steiger führte in seinem Leben Zehntausende von Durchleuchtungen durch, und ich habe nie von Durchleuchtungsschäden erfahren, nicht einmal bei ihm selber. Und er hat seinem persönlichen Schutz relativ wenig Beachtung geschenkt, besonders wenn er draussen, bei den Fürsorgestellen mit teilweise überalterten Apparaten, arbeiten musste. Er war in dieser diagnostischen Arbeit mit dem Durchleuchten so «trainiert», dass er den Strom nur kurz einschalten musste, um die ganze Lunge zu erfassen. – Heute, im Zuge der Perfektion, sind solche Durchleuchtungsapparate verboten!
Das Sanatorium war keine kantonale Anstalt. Es war von der Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons St.Gallen geplant und gebaut worden und ging später in den Besitz der Tuberkulose-Liga des Kantons St. Gallen über. Dr. Steiger war somit völlig selbständig, er trug die ganze Verantwortung. Ihm stand eine Sanatoriumskommission zur Seite, gebildet aus freiwillig helfenden Männern, lange hervorragend präsidiert vom Gründungspräsidenten des «Sani», Dr. Scherrer, alt Stadtrat von St.Gallen.
Heute würde man staunen, welchen Lohn diese Kommission Dr. Steiger für seinen ununterbrochenen Einsatz geben konnte. Dazu lebte Dr. Steiger mit seiner Familie, und hier muss auch besonders seine Frau erwähnt werden, ohne Klage am Berg oben beim «Sani», immerhin in einem standesgemäss ausgestatteten Haus. Im Winter war der Weg talwärts oft nicht befahrbar. Dieses von ihnen mit Selbstverständlichkeit getragene Opfer kann heute nicht genug gewürdigt werden.

Tuberkulose-Fürsorgestellen

Obwohl bereits 1940 das Antibiotikum Penizillin gefunden wurde, liess ein tuberkulosespezifisches Antibiotikum noch lange auf sich warten. Zuerst kam Streptomyzin zum Einsatz, ein sehr gutes Mittel, das aber das Innerohr schädigte, dann PAS als unspezifisches Mittel und zuletzt Rimifon. Dieses Medikament «sass», und mit ihm begannen zunehmend die Heilungserfolge. Kein einziges aus der Vielzahl von Hausmitteln hat bei der Behandlung der Tbc je einen Erfolg gebracht.
Aber die Tuberkulosen mussten auch aufgespürt werden. Dr. Steiger gründete die lokalen Tuberkulose-Fürsorgestellen, und er war in jeder dieser Stellen der Fürsorgearzt. Unermüdlich fuhr er durch den Kanton, von Durchleuchtungsapparat zu

Durchleuchtungsapparat, die damals fast nur in den Spitälern aufgestellt waren. Erst ganz allmählich leisteten sich auch Arztpraxen ein solches Gerät. Massenhaft besuchten Patienten die Sprechstunden von Dr. Steiger, sei es in Grabs, in Rorschach oder in anderen kantonalen und Gemeindespitälern. Dr. Steiger kannte an dem Bild, das er im Leuchtschirm vor sich hatte, jeden Patienten im Kanton!

Mit der Einführung von antibiotischen Mitteln und andern therapeutischen Massnahmen ging die Patientenzahl im «Sani» zurück. Schliesslich wurde es sogar möglich, dass man nur die offenen Lungentuberkulosen im Spital behandelte und dass die Kur anschliessend zu Hause weitergeführt werden konnte. Heute gibt es Monate, an welchen kein einziger Patient mehr mit offener Tuberkulose im Sanatorium liegt – ein grossartiger Erfolg!

Bei meiner letzten Impfung der achten Schulklasse im Jahre 1981 versuchte ich zu erfahren, was die Mädchen von der Lungentuberkulose noch wussten. Sie kannten sie nicht mehr, und das ist gut so.

Zur Therapie

Unsere ärztlichen Vor-Vorgänger waren Naturheiler. Es stand ja noch keine «Chemische» in Basel zur Verfügung. Der berühmte Arzt im 16. Jahrhundert, Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim, brachte ein neues Denken in die Medizin. Er gebrauchte Pflanzen und kannte bereits ein chemisches Mittel.

Im Jahr 1857 wurde in Heiligkreuz bei St. Gallen Johann Künzle, der spätere Kräuterpfarrer, geboren. Ich muss Pfarrer Künzle hier nicht vorstellen, alle wissen von ihm. Er beherrschte zu meiner Zeit die Pflanzenheilkunde. Eine Frau sagte mir einmal, alle meine Patienten in den «obern Dörfern» nähmen wohl meine Medikamente, sie hätten aber alle auch noch Mittel von Pfarrer Künzle im Nachttischchen. Nach seiner Ansicht war «für jede Krankheit ein Kräutlein gewachsen». Dem war nicht ganz so. Es gibt wohl viele Pflanzen, die sehr wirksame Stoffe produzieren. Sie tun das aber zu ihrem eigenen Schutz, zur Abwehr von Tierfrass und auch zur Wehr gegen die Pflanzen in ihrer nächsten Umgebung. Es findet sogar bei den Pflanzen ein harter Kampf ums Dasein mit raffinierten Mitteln, unter anderen mit chemischen, statt. Die Menschen haben das zu nutzen gewusst. Der Genuss einer Tollkirsche kann beispielsweise einen Menschen umbringen, der Augenarzt aber benutzt dasselbe Mittel in sehr stark verdünnter Lösung, um die Pupille zu erweitern. So ist es auch mit dem Fingerhutgewächs und mit tausend andern. Von Paracelsus stammt der Satz: «Es gibt kein Gift, auf die Dosis kommt es an.» Diese «Gifte» müssen aber zuerst aus der Pflanze rein extrahiert und dann sehr genau dosiert werden. Noch zur Zeit meines Studiums empfahl Prof. Löffler in Zürich für Herzmuskelschwäche Stuhlzäpfchen mit «folia digitalis», d. h. Fingerhut, in Form von zermahlenen Blättern. Das aber war zu ungenau. Es wurde bald ersetzt durch das Herzmittel Digalen, ebenfalls ein Erzeugnis aus der Fingerhutpflanze, ein Erfolg der Arbeiten von Prof. Cloetta, Dozent für Pharmakologie am Kantonsspital in Zürich.

Unsere Vorfahren waren in Sachen Schmerzmittel teilweise arm dran. Aus unserer Familienchronik von Jakob Kuratli habe ich kürzlich erfahren, wie meine Grossmutter, Anna Sulser-Streif, geboren 1833, an ihrem Lebensende mit 74 Jahren von heftigem Ischias befallen worden sei, von welchem sie nicht mehr erlöst werden konnte. Ihr Trost und Allerweltsheilmittel waren allein Malzzucker und Nidelzeltli.

Erste Arzneimittel

Was aber hatten die Ärzte in den genannten dreissiger Jahren und in früheren Zeiten als Heilmittel zur Verfügung? In erster Linie gab es das Aspirin. Es war das am meisten verwendete Mittel gegen Fieber, Rheuma, Kopfweh, Grippe und vieles mehr. Es wurde auch ohne ärztliche Behandlung so oft eingenommen, dass zuviele Leute schon Magenweh davon bekamen. Dennoch hat es sich durch alle Jahrzehnte erhalten, und es wird heute sogar neu entdeckt. Es ist das älteste gut und rein hergestellte Medikament. Im Jahr 1899 war es durch die Pharmazeutische Fabrik Bayer in Deutschland entwickelt worden und stammt ebenfalls aus einer Pflanze, der Rinderweide aus der Familie der Salicaceae. Diese sei schon vor 250 Jahren für fieberhafte Krankheiten gebraucht worden.

Weil viele Patienten Aspirin nötig gehabt hätten, dieses aber wegen Magenschmerzen nicht brauchen konnten, wurden neue Mittel hergestellt, Pyramidon und Phenacetin. Es war uns ein Trost, über diese ausgezeichneten Rheumamittel verfügen zu können, welche vom Magen bestens vertragen wurden. Aber nach Jahren stellte sich heraus, dass Pyramidon die Blutbildung behindern und Phenacetin, das wirksame Mittel im Saridon, die Nieren schädigen konnte. Damals begann die Diskussion um Wirkung und Nebenwirkung der Medikamente. Es war deshalb kein Wunder, dass die Leute mehr auf die harmlosen Pflanzenmittel setzten oder anderen Praktiken nachgingen.

Geschlechtskrankheiten

Ich möchte aber noch über die damalige Situation im Bereich der Geschlechtskrankheiten einiges berichten, den Tripper und die Syphilis. Beide waren unheilbar. Der Tripper, eine eitrige Entzündung der Harn- und Geschlechtswege, wurde lokal behandelt mit Silberpräparaten und Spülungen. Es gab endlose Rückfälle. Er führte aber nicht zum Tod.

Schlimmer war die Syphilis. Bei harmlosem Beginn verlief diese Seuche lebenslang in mehreren Phasen und konnte alle Organe befallen, sogar das Rückenmark und das Gehirn. Der Erreger sprach einzig auf Arsen an, welches aber ein Gift ist. Schliesslich gelang es der Pharmazie, Arsen an einen Eiweissstoff zu binden, wodurch es für den Körper bis zu einem gewissen Grad verträglich wurde. Die Krankheit und die Behandlung waren schwierig. Diese Geschlechtskrankheiten kamen auch bei uns vor, waren aber selten. Häufig sah ich sie in Zürich, massenhaft in Wien und dort sogar bei alten Leuten als Primärinfektion. Man hatte mit ihr zu tun in der Hautklinik, der Herzabteilung, der Nervenabteilung, der Psychiatrie und sogar bei Kindern. Mir wurde einmal ein Ungarkind mit einem frischen syphilitischen Hautausschlag in die Sprechstunde gebracht.

Dann kam das Penizillin auf, und anfänglich wurde mit einer einzigen Injektion der Tripper ausgelöscht! Für die Syphilis brauchte es mehrere Injektionen, aber sie heilte auch aus.

Um diese Seuchen einzudämmen, bemühten sich auch Kirche und Familie um ein sehr sittenstrenges Leben. Das aber führte zu dem, was die heutige Zeit «Verklemmtheit» nennt. Nachdem die antibiotischen Mittel geholfen hatten, glaubte man, diese Strenge nicht mehr zu benötigen. Es kam die Anti-Baby-Pille, mit ihr die «Freiheit», und es folgte ein neues Unglück: Aids.

Psychosomatische Krankheiten

Der grosse Einsatz von Naturmitteln war

und ist im psychosomatischen Bereich möglich. Über diese Krankheitsgruppe wird auch in der Fachliteratur berichtet und gelehrt, so dass ich mich kurz fassen kann.

Psychosomatische Krankheiten sind die Folge von seelischen Verletzungen, deren Ursache in der Aussenwelt als beispielsweise ungerechte Behandlung – oder im Innern, beim Patienten selbst – Handlung gegen das Gewissen – liegen können. Ein solcher seelischer Vorgang kann unbestimmte Beschwerden oder Schmerzen in Organbereichen zur Folge haben, in der Herzgegend, im Magen oder sich als Kopfweh äussern. Mit der Zeit geht das Seelische in Vergessenheit oder wird verdrängt, und der Patient klagt nur noch über die körperlichen Beschwerden. Hier nun ist ein Gebiet, wo alle möglichen und denkbaren Therapien angewandt werden können: Pflanzen aller Art, Kräuter in Extrakt oder unverändert, Bäder, Nadelstiche, Fussohlenmassage, unbekannte Mittel von weit her, ärztliche Psychotherapie. Der Arzt wird dem Leiden auf den Grund zu gehen versuchen, doch stehen dem manchmal Probleme gegenüber, die man nicht aufdecken kann oder darf.

Naturheiler

Eine Frau mittleren Alters hatte in den dreissiger Jahren eine Lungenentzündung, ich behandelte sie wie vorher beschrieben und hoffte auf den Fieberabfall am achten Tag. Die Krise kam aber nicht. Als ich am folgenden Tag diese Patientin wieder besuchte, standen alle Hausbewohner betroffen umher. Ja, es gehe der Mutter jetzt gut, sie sei fieberfrei. Am Vorabend, als die Besserung nicht kommen wollte, hätten sie, ohne der Mutter davon etwas zu sagen, den Herrn M. im Appenzellerland angerufen, einen damals sehr bekannten Naturheiler. Vom Telefon zur Mutter zurückgekehrt, hätte diese gesagt, jetzt sei etwas hinter ihrem Rücken passiert, es gehe ihr plötzlich viel besser. Sie sei dann schnell fieberfrei geworden. Auf meine neugierige Frage, was denn dieser Mann am Telefon gesagt habe, antworteten sie, ja, der sei gar nicht zu Hause gewesen.

Einen anderen Mann hatte ich nur amtsärztlich zu begutachten. Wegen eines flach wachsenden Hautkrebses, der handtellergross bereits das linke Auge überdeckte und einen Teil der Stirn, hatte er einen Naturheiler im Appenzellerland besucht. Er beschwerte sich darauf beim Bezirksamt, nicht etwa, weil diese Geschwulst nicht heilte, sondern weil die Rechnung des Naturheilers zu hoch war. Ich belehrte den Patienten dann, dass diese Art von Hautkrebs mit Röntgenstrahlen recht leicht und sicher zu heilen sei. Der Mann glaubte mir aber nicht und ging, trotz der Rechnung, weiterhin ins Appenzellerland. Ich habe nichts mehr von ihm gehört.

Noch etwas in dieser Art kann ich berichten: Das Krankenhaus Wattwil, wo ich Assistent war, liegt etwas erhöht. Die Strasse, die dort hinaufführt, beschreibt eine Kurve, an der ein Haus steht. Darin wohnte eine Frau, welcher man übermenschliche Kräfte zuschrieb. Wenn Patienten ins Krankenhaus zu einer Operation eingewiesen wurden, wie zum Beispiel bei einem Leistenbruch, gingen sie vorerst bei dieser Frau vorbei, drückten ihr fünfzig Franken in die Hand und baten sie, sie möchte doch etwas gegen das «Vertschwären» tun, sie müssten eben zu einer Operation gehen. Im Krankenhaus wurden die Patienten nach allen Regeln der Hygiene behandelt, und die Wunde vereiterte nicht. Zufrieden mit diesem Resultat gingen auf dem Heimweg diese Patienten nochmals zu der Frau im Haus am Rank, bedankten sich für die Hilfe und gaben ihr nochmals fünfzig Franken. Ich verdiente damals etwa hundert Franken im Monat, nebst freier Kost und Logis, versteht sich.

Dass das Chörbliwasser heute noch heimisch ist und viel gebraucht wird, muss ich nicht extra erwähnen. Das kennen alle Leute hier.

Agatha von Grabs

Eine Person im Bezirk Werdenberg, die den Ruf hatte, Wunderkräfte zu besitzen und diesen Ruf auch täglich wirken liess, war die «Agatha» in Grabs. Sie hat in den dreissiger Jahren so gewirkt. Ich selber kannte sie aber nicht. Man hat über sie in den Zusammenkünften der Ärzte hie und da etwas vernommen.

Agatha hatte einen riesigen Zulauf, sie benutzte homöopathische Mittel. Es kam dann schliesslich einmal dazu, dass vom amtlichen Gesundheitsdienst aus zwei Bezirksärzte diese Frau besuchten und ihre Tätigkeit überprüften. Als diese Ärzte das ganze Tun erkannten und vom Gesundheitsgesetz aus als unstatthaft beurteilten, sollen sie – so erklärte mir der Bezirksarzt – alle die kleinen Fläschchen konfisziert und kurzerhand in den Rhein geworfen haben. Heute gäbe das zuerst eine grosse Verhandlung. Die zahlreiche Anhängerschaft der Frau Agatha war ob solchem Vorgehen sehr entsetzt, und man sammelte im Werdenbergischen und im Obertoggenburg soviel Geld, dass man die Heilmittel für diese «Praxis» sofort wieder beschaffen konnte, und Frau Agatha arbeitete weiter.

Als die alte Frau Agatha zum Sterben kam, übertrug sie schriftlich ihre ausserordentlichen Eigenschaften quasi in einem Erbgang auf ihre Schwiegertochter, welche in absoluter Selbstverständlichkeit im Sinne ihrer Schwiegermutter weitergewirkt hat.

Diese junge Frau musste ich persönlich einmal von Amtes wegen in Grabs besuchen, und sie gab mir bereitwillig Auskunft. Ja, sie behandle alle Leute, die zu ihr kämen. Das Zimmer hier – in welchem wir standen – fülle sich jeden Tag mit jung und alt, und gelegentlich auch mit Tieren. Sie helfe jedem, der zu ihr komme. Viele kämen auch, weil die Ärzte nicht mehr weiter wüssten, zum Beispiel bei Kinderlähmungen. Sie stützte sich bei ihren Behandlungsentscheiden offenbar auf die Klagen der Patienten und untersuchte sie persönlich nicht. Wenn sie sich eine Vorstellung von einer Krankheit gemacht hatte, schlug sie in einem alten Buch nach, bei Kinderlähmung unter dem Buchstaben «K», mit Fieber – ohne Fieber – mit Lähmungen – ohne Lähmungen – und konnte dann schliesslich im Buch, rechts aussen auf der Seite, das homöopathische Mittel ablesen, das hier helfen würde. Die Mittel bezog sie in einer gewöhnlichen Apotheke. Der Bezirksammann schritt auch in diesem Fall nicht mit einem Verbot dieser Tätigkeit ein, die junge Erbheilerin konnte weiterarbeiten.

Die Antibiotika, der entscheidende Durchbruch

Ab 1940 fanden Schritt für Schritt die antibiotischen Mittel Einzug in der Medizin. Diese Antibiotika kamen nicht aus dem Chemielabor, sondern aus Lebewesen, die noch den Pflanzen zugerechnet werden, nämlich aus Pilzen, den Schimmelpilzen, und auch hier galt wieder das Prinzip des Kampfes ums Dasein: Schimmelpilze gegen Bakterien. Und der Mensch hat wieder verstanden, aus diesem Zweikampf Nutzen zu seinen Gunsten zu ziehen. Damit waren das Altertum und das Mittelalter der Medizin beendet, und es begann die nicht weniger schwierige Neuzeit.